

Kritische Fragen zur Sinus-Studie

Autor der ersten Milieu-Untersuchung warnt vor Schubladen-Denken und Aktionismus

Als „nicht repräsentativ“ hat der Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Matthias Kopp, im Münchner Kirchenradio Teile der Sinus-Milieu-Studie 2013 kritisiert. Die Münchner Kirchenzeitung hat mit Professor Carsten Wippermann (47, Foto) gesprochen, Soziologe an der Katholischen Stiftungsfachhochschule Benediktbeuren.

Münchner Kirchenzeitung: Sie waren 2005 Autor der ersten Sinus Milieu-Kirchen-Studie. Nun ist vor kurzem die neue Sinus-Studie erschienen (wir berichteten) und hat innerkirchlich für viel Aufsehen, aber auch viel Kritik gesorgt. Wie sehen Sie diese neue Studie im Jahr 2013?



Carsten Wippermann: Also, ich finde grundsätzlich erst einmal, dass es ein bemerkenswert positives Signal seitens der Kirchenleitung ist, nach so relativ kurzer Zeit wieder ein Institut zu beauftragen und gleichzeitig die Ergebnisse dieser Studie zu veröffentlichen. Das ist ein echtes Zeichen von Offenheit. Sowas würde kein Unternehmen tun, sondern jedes Unternehmen würde eine solche exklusive Auftragsstudie erst für sich unter Verschluss halten. Und insofern ist es ein klares Signal von Offenheit und Transparenz, dass die Kirchenleitung dies auch gleich publiziert.

MK: Warum brauchen wir Ihrer Meinung nach überhaupt sozialwissenschaftliche Untersuchungen wie die Sinus-Milieustudien?

Wippermann: Eine soziologische milieu-differenzierte Bestandsaufnahme zu machen ist klug, weil man damit tatsächlich den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen auf die Spur kommt – Stichwort kultureller Wandel zum Beispiel. Eine Kirche für Menschen muss wissen, was Menschen bewegt.

MK: Aber wie sehen Sie die eigentlichen Befunde der neuen Studie?

Wippermann: Wissen Sie, so manche Kritik war einfach unbegründet. Zum Beispiel die Tatsache, dass die Fallzahl „nur“ 100 gewesen sei: Bei einer qualitativen Studie ist das prinzipiell völlig ausreichend, zumal es nicht um statistische Repräsentativität geht, sondern darum zu verstehen und die subjektiven Wahrnehmungen authentisch zu erfahren. Diese Studie enthält durchaus interessante Aspekte. Interessant ist aber auch, was die Sinus-Milieustudie 2013 ganz klar nicht herausgearbeitet hat: nämlich die Frage, was den Katholiken - denn um die geht es ja - der Glaube eigentlich bedeutet und wie vielfältig die aktive Kirchlichkeit ist. Gerade vor dem Hintergrund der Milieudifferenzierung wäre es wichtig gewesen, wissenschaftlich zu untersuchen, was Menschen aus einem ganz bestimmten Milieu für sich aus dem reichhaltigen Fundus heraus nehmen, den die katholische Kirche bereit hält und was sie selbst durch ihre Spiritualität und Alltagsreligiosität zu diesem Fundus selbst beitragen. Schon die Milieu-Kirchenstudie von 2005 hat gezeigt, dass es bei Katholiken in allen Milieus – selbstverständlich – bestimmte und vielfältige Zugänge zur Gottesfrage und zu unserer Kirche gibt: die Befragten sind ja nicht außerhalb der Kirche, sondern sie sind Kirche. So wurde 2005 deutlich, wie die Menschen aus den verschiedenen Milieus von Mitarbeitern in den kirchlichen Institutionen semantisch und stilistisch, weltanschaulich und kommunikativ noch besser erreicht werden können - unabhängig von dem, was der Heilige Geist beim Einzelnen vermag. Dies geht in der neuen Sinus-Studie leider unter. Vielmehr zeichnet die neue Sinus-Studie ein äußerst defizitäres Bild, in der die Menschen, die in unserer Kirche sind, kaum noch Zugänge haben und ihre eigene Kirche unattraktiv finden. Bemerkenswert sind die in der Studie

verwendeten Begriffe, die eine Endzeit und das nahe Ende der Kirche in Deutschland suggerieren: Beispiele: Die Vorstellungen von Gott seien „diffus“, die Vielfalt religiöser Angebote sein „verloren gegangen“, „Restbestand“ einer dem katholischen Katechismus verpflichteten Lebensführung, man habe sich von den Glaubenssätzen „emanzipiert“, es falle den Menschen „schwer, ihre katholische Identität aufzugeben“ – das ist Quatsch und sicher nicht die authentische Perspektive von aktiven Katholiken, sondern ist hineininterpretiert. So zeigt bereits die im Bericht verwendete Sprache, dass diese Forscher dramaturgisch ein Untergangsszenario zeichnen, eine massenhafte Distanzierung. Sie schreiben gar von „kirchenfernen Milieus“ – dabei wurden doch in allen Milieus aktive Katholiken befragt. Und dass ein ganzes Milieu „kirchenfern“ sei, ist natürlich Unsinn. Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Manche Kritik an der qualitativen Methode und Milieudifferenzierung ist unberechtigt. Zu kritisieren ist allerdings, dass die Studie primär defizitorientiert beschreibt und eine Kirchenendzeit ausruft.

MK: Ist das nicht einfach wissenschaftliche Tatsache?

Wippermann: Keineswegs. Alle anderen Studien, die es zu Kirchlichkeit gibt, zum Beispiel aktuell von Professor Paul Zulehner („Verbuntung: Kirchen im weltanschaulichen Pluralismus. Religion im Leben der Menschen 1970-2010“), zeichnen ein gegenteiliges Bild. In der neuen Sinus-Studie scheint subkutan nur das Bild einer sehr monolithischen und eindimensionalen Kirche durch. Das mag an den gestellten Fragen liegen, das mag an der voreingestellten Perspektive bei der Auswertung liegen. Insofern kennzeichnet die Studie eine amtskirchliche Verengung, der entgeht, wie vielfältig die Gottesbezüge bei Frauen und Männern in den verschiedenen Milieus sind, welche Vielfalt von Zugängen zur Kirche die Menschen hatten und haben. Spannend hingegen wäre zu sehen gewesen, welche Vielfalt es im kirchlichen Leben gibt; spannend wäre herauszuarbeiten, welche religiöse und alltagspraktische Bedeutung Glaube und Kirche für die Katholiken haben. Denn wir leben ja in einer individualisierten und pluralen Gesellschaft – das genau spiegelt sich ja in den Milieus – und da ist es evident, dass sich auch unter Katholiken ein zunehmend breiteres Spektrum an Alltagsreligiosität, Kirchenverständnis und Kirchenleben entwickelt hat. Davon erfährt man in der Sinus-Studie nichts.

MK: Trotz Vorbehalte sagen Sie: eine wertvolle Studie?

Wippermann: Auch wenn die Studie nicht das ganze Spektrum katholischer Alltagsreligiosität abbildet, sondern sich auf Teilaspekte konzentriert, so gibt es doch einige wertvolle empirische Befunde. Wichtig ist, dass diese Befunde nun theologisch intensiv gelesen, analysiert werden, dass reflektiert und im theologischen Diskurs ausgetauscht wird, was die Befunde bedeuten für Religion und Kirche heute. Das ist nicht mehr die Aufgabe des Sozialforschers, der hier an seine Grenzen der fachlichen Kompetenzen kommt. Aus einer Bestandsaufnahme, was die Menschen gerne essen, lässt sich doch auch keine vernünftige Ernährungsberatung ableiten. Ein theologischer Diskurs scheint mir notwendig, und er wird zu unterschiedlichen Deutungen und theologischer Vielfalt führen. Das ist wichtig und auch gut so. Und erst dann im nächsten Schritt ist zu überlegen und zu diskutieren, wie etwas in die Praxis übersetzt werden könnte oder vielleicht auch sollte.

MK: Sie warnen vor Kurzschlussbehandlungen?

Wippermann: Richtig. Völlig falsch wäre eine Art Kurzschlussbehandlung, also etwa, die Ergebnisse der Studie einfach so zu nehmen und zu meinen, nun wüsste man schon, was man in der Praxis da zu tun hätte. Insofern wäre meine dringende Empfehlung, diese Untersuchung erst einmal in Ruhe zu lesen. Ohne in Aktionismus zu verfallen, sondern theologisch, vor allem pastoraltheologisch zu durchdenken. Man kann nicht aus einer Bestandsaufnahme logisch ableiten, was zu tun ist. Die Studie ist keine Handlungsanleitung. Und es ist gar nicht so einfach, aus den Erkenntnissen zu lernen, was die Befunde für die Kirche bedeuten.

Münchner Kirchenzeitung

MK: Reflektion muss aber auch zu konkreten Schritten führen, oder?

Wippermann: Schauen Sie: Auch bei den Lösungen gibt es wahrscheinlich ein großes Spektrum, das man sich erst erarbeiten muss. Und das darf man einer einzelnen Mitarbeiterin, einem einzelnen Mitarbeiter zum Beispiel in der Jugend-, Erwachsenen- oder Familienarbeit nicht einfach überlassen. Das würde sie bei aller Begeisterung über die Milieuerkenntnis, bei aller Euphorie und allem Engagement mit eigenen Ideen überfordern, würde kaum strategisch und nachhaltig sein. Allein aus der Milieudiagnose lässt sich nicht ableiten, was das für das Selbstverständnis von Kirche, für die Pastoralarbeit und die konkrete Arbeit in anderen Bereichen der Kirche bedeutet. Eine Milieuperspektive ist eine Sehhilfe. Sie darf nicht zur Schublade werden und sie darf schon gar nicht zu einer Ideologie werden. Der Job des Soziologen ist es, sehen zu helfen, die soziale Wirklichkeit zu erfassen. Was das dann für die Kirche heißt, liegt aber nicht mehr in der Kompetenz des Soziologen. Hier sind vor allem Theologen gefordert. Und der nächste Schritt ist dann die Übersetzung: Was heißt das jetzt für die Praxis? Hier sind kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den Bereichen Theologie, Pastoral, Sozialarbeit, Pädagogik und auch Theologie und Soziologie einzubinden. Diesen Dreischritt konsequent zu gehen „Sehen - Urteilen – Handeln“ ist jetzt wichtig. Die vorliegende Studie hatte den Auftrag, eine Sehhilfe zu sein, und jetzt müssen wir in die nächste Phase kommen, müssen wir diese Befunde in ihrer Relevanz und Konsequenz durchdenken und diskutieren. Und das braucht Zeit; intensive Denk-, Arbeits- und Diskurszeit.

Interview: Anian Christoph Wimmer